

Das praktische Geschenk.

Jedesmal, wenn irgendeine meiner unsehnbaren, von Tüchtigkeit überströmenden Freundinnen zur Weihnachtszeit sich vernommen ließ: „Ich schenke grundsätzlich nur etwas Praktisches.“ so erfaßte mich ein Gefühl ohnmächtigen Weides. Prinzipienfestigkeit ist etwas Edles und Erhabenes und erfaßt uns der Erhabenheit des Alltags. Namentlich Blondinen steht sie ausgezeichnet. Ueberhaupt Grundzüge — auch ohne blondes Haar, schwärme ich direkt dafür. Sie sind das einzige untrügliche Kennzeichen der geistig hochstehenden Frau. Sol man in einer Frage Grundzüge aufstellt, so braucht man überhaupt nicht mehr darüber nachzudenken.

Trotz dieser unerschütterlichen Grundsätze mußte ich mir dennoch bisher den Luxus von Weihnachtsgrundsätzen verjagen. Meine etwas beschränkten Verhältnisse — womit ich augenblicklich nicht Geld, sondern Familienverhältnisse meine — verboten mir den Genuß dieser festen Lebensregel. Neuer aber habe ich beschlossen, die Fesseln zu zerreißen, die arme Tanten- und Cousinenbande gelüpfelt hatten, und mir Prinzipien anzuschaffen. Nicht gerade viel, aber doch genug, um über Weihnachten und Neujahr mit Ruhe und Würde durchzukommen.

Wenn ich eine gründliche Reform meiner sämtlichen Daseinsregeln beschlossen habe, beginne ich mit dem neuen Leben jedesmal gleich am nächsten Tage. Das ist schon deshalb gut, weil man sonst daran verzweifelt, wenn einem etwas dazwischenkommt. Auch dieses Mal machte ich keine Ausnahme, sondern zog zu nachtschlafender Zeit, es dürfte höchstens halb zehn Uhr vormittags gewesen sein, aus, um zunächst für meine nächsten Angehörigen etwas „durchaus Praktisches“ zu erwirken. Vor allem für meine Tanten. Tante Henriette ist eine schöne Frau. Man sieht es ihr wohl nicht an, aber da drei Generationen es behaupten (die letzte allerdings mit dem Zusatz „immer noch“), so wird es wohl so sein. Woraus für den feinen Beobachter sonnenklar hervorgeht, daß Handarbeiten, und seien sie noch so fertig gekauft, nicht am Platze sind. Viel eher könnte man sich mit einer soacht besreunden, die bei der radikalen politischen Stellung der entschlossenen Frau eigentlich ein unerläßliches Requisit scheint. Kann man aber augenblicklich eine Kochkiste als praktisch bezeichnen, die erstens neunzig Kronen kostet und zweitens Kasserollen birst, in denen sich auch das beherzteste Nichteisler Rindfleisch, Kalk- und rettungslos verlaufen müßte? Ich wende mich von der Politik ab und beschreibe Tante Henriette in die Gesamt-Tantengruppe einzureihen.

Das tue ich um so lieber, als ich für die Behandlung dieser heiligen Abteilung heute ein wunderbares System erdacht habe, das ich Leidensgenossinnen gern zur Mitbenützung überlasse. Es ist einfach, wie alles wirklich Geniale. Man nehme so viel Vogen Seidenpapier, am besten ein zärtliches rosa, als Tanten in der engeren und weiteren Familie vorhanden sind. In jeden dieser Vogen schlage man kleine Papierstücke und trage das Paket zur Post, wo man es, so rekommandiert als möglich, einschreiben läßt. Die Mitteilung des Postbeamten, daß das Paket „auf eigene Gefahr“ gehe, erträgt man mit Fassung. Nun kann allerlei erfolgen: Alles verläuft normal, und das Paket geht verloren oder es geschieht ein Wunder und es gelangt nach einigen Wochen trotz der genauen Adresse in die Hände des richtigen Empfängers. In beiden Fällen verhält man sich gleich. Etwa am Dreikönigstag schreibt man ein zärtliches Briefchen: „Liebes Tantechen, es wundert mich nun doch, daß Du die kleine Aufmerksamkeit, die ich mit so viel Liebe für Dich ausgedacht habe...“ Das Wort „ausgedacht“ paßt für die Gelegenheit vortrefflich. Es ist schön und wahr zugleich. Die gute Tante, die erfährt, daß ich mir etwas ausgedacht habe, ist gerührt. Und wenn Tanten gerührt sind, so danken sie auch. Somit hat unser gegenwärtiger Postverkehr auch die Vorzüge seiner Fehler. Und unter diesen Umständen wird selbst meine ärmste Freundin nicht bestreiten können, daß mein Verfahren praktisch

ist. Uebrigens ist das vielleicht zu viel gesagt. Sie wird es bestreiten. Aber nachmachen wird sie es doch.

Ein wenig schwieriger liegt der Fall der Onkel. Sie bildeten ja auch in Friedenszeiten immer eine Klippe auf dem Wege zur Feiertagsfreude. Zeit und Geld reichte nie für mehr als eine „kleine Aufmerksamkeit“ und „Weß' dir, daß du ein Onkel bist“, hat Goethe schon gesagt. Der Fall ist bei Onkel Hugo besonders böse. Onkel Hugo steht nämlich im Grunde mächtiger Bildung, ja, es verleiht sogar, daß er weiß, was „Watt“ und „Seltowatt“ bedeutet. Wenn diese Legende auf Wahrheit beruht, wofür ich mich natürlich mit Rücksicht auf ihren abenteuerlichen Charakter nicht verbürgen möchte, so verleiht es Onkel Hugo jedenfalls ebenso gut wie die Direktion der städtischen Elektrizitätswerke, dieses Geheimnis zu wahren. Das einzige verlässliche Zeichen ist (bei ihm, nicht bei der Direktion) ein gewisses schwermittels-wissendes Kopfnicken, wenn das geheimnisvolle Wort ertönt. Jedenfalls hat der, die oder das Watt zu dem natürlichen Glorienschein, der Onkel Hugos Intelligenz einräumt, noch einen weiteren geschaffen, den der weltumspannenden Bildung, und wenn man ein anderes Familienmitglied um Rat fragt, was man schenken solle, so heißt es unfehlbar: Ein Buch. Wobei Buch als Gattungsname verwendet wird, etwa wie „ein Bräutigam“. Nun kann der Wert von Büchern für das männliche Geschlecht gewiß nicht zu hoch eingeschätzt werden, namentlich in der Zeit der Kohlennot. Aber was würde heute wohl ein Buch kosten, das schwer genau wäre für seinen hehren Zweck?

Eingezogen weiß ich ganz genau, wohin Onkel Roberts Schnulch zielt. Es ist eine wasserhelle Flüssigkeit in unpopulären Flaschen, die er listig blinzeln als „Schligowitsch“ zu bezeichnen pflegt, die man im Laden jedoch hartnäckig Schibowis nennt. Trotz aller Distinktion ist die Verkäuferin immerhin geneigt, nur um den Preis von dreißig Kronen ein Fläschchen zu überlassen. Sachverständige versichern mir jedoch, daß besagter Schligowitsch, wenn er erst zweihundert oder dreihundert Jahre gelagert hat, einen mindestens fünffachen Wert besitzt. Wird ihn aber Onkel Robert auch nur hundert Jahre ruhen lassen? Die Geduld bringt er längst nicht auf! So daß die einfachste rednerische Klugheit beweist, keine Frau mit praktischen Weihnachtsgrundsätzen dürfe an dieses Geschenk auch nur denken. Hausläuche jedoch, ehemals das beliebteste Onkelsgeschenk, dienen heute zwar zur Erhebung des Gemütes und zum Schmuck des Heimes, aber an die Flügel darf man sie nicht streifen. Das entspricht ihrer Eigenart nicht.

Für die fröhliche Kinderwelt habe ich eine wunderwolle Gabe ausgedacht. Marie hat ein Pulver von flebrigter Farbe und graubraunem Geschmack hergestellt, das sie aus unbekanntem Grund als Kakao bezeichnet. Wo sie die vielen trodenen Kartoffelschalen zum Stoßen hergenommen hat, mag der Himmel wissen. Aus diesem Pulver verfertigen wir unter Beigabe einiger Ingredienzien auf „in“ und „ol“ ein Gebäck, das selbstverständlich nur äußerlich, eine impertinente Ähnlichkeit mit Schokoladengringeln hat. Wir nennen es mit netzlicher Anspielung „Kau-lau“. Daß solchem Kau-lau heiler ein Bombenerfolg beschieden sein wird, daran zweifle ich keinen Augenblick. Da man doch immerhin eine ganze Serie von Begrüßungs- und Abschiedsgrüßen auf sämtliche Wangen, die Gott dem Menschen beschert hat, tauschen kann, ehe der erste Hohn ausgebrochen ist, so sind auch Komplikationen nicht zu befürchten. Und bis ich das nächste Mal zu meinen Verwandten komme, ist doch schon alles vergessen. Außerdem besitzen wir zwei Zahnärzte in der Familie, kurz: Kau-lau siegt auf der ganzen Linie.

Somit lehne ich jede Art der Schenkung, soweit das Verbum aktiv und nicht passiv gebraucht wird, entschieden ab. Blumen, Decken, Nippes und Perlenbeutel nenne ich voll hohen Jugendsinnes Kinderkitschen und weise sie kraftvoll zurück. Musikalien bedeuten unzeitgemähe Lebenslust (Der Markkurs steht auf 1.86), und Briefpapier wird doch nur zu überflüssigen Korrespondenzen mißbraucht. Ich aber bin für die nüchternste Verwendbarkeit, für den realen Zweck der Weihnachtsgaben, und meine Devise lautet: ganz oder gar nicht! Vorausgesetzt, daß ich völlig sicher bin, „ganz“ nicht erreichen zu können.

Am Abend des 21. Dezember erfaßte mich ein stolzes Triumphegefühl. Ich habe allen Botschaften, allen Verführungskünsten Widerstand geleistet. Keinen Schritt bin ich vom Wege meiner Vorsätze abgewichen. Ich habe heuer grundsätzlich nur etwas Praktisches geschenkt. Wo meine Grundzüge in Gefahr kamen, da habe ich lieber gar nichts geschenkt.

Und das war, wenigstens für mich, ein sehr praktisches Geschenk.

Mara Mautner.